

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 16 (1911-1912)
Heft: 10

Artikel: Pädagogische Reiseplaudereien : (Schluss)
Autor: Fürst, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310855>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Frauen, wenigstens in Schul- und Kirchensachen, nicht bloss ihrem natürlichen Beruf und Fähigkeiten entsprechen, sondern auch von guten Folgen für die notwendige Idealisierung dieser wichtigen Gebiete des öffentlichen Lebens sein würde. — Die Frauen sind die letzten Reserven des menschlichen Geschlechts in bezug auf öffentliche Dinge.“

(Schluss folgt.)

Pädagogische Reiseplaudereien.

Von *L. Fürst.*

(Schluss.)

Besonders war ich vom Formen und Zeichnen befriedigt, wie es hier geübt wurde. Freilich sollen diese zwei Unterrichtsmomente im Reformunterricht der Unterstufe nicht Selbstzweck, sondern in erster Linie Mittel des kindlichen Gedankenausdruckes sein. Aber wenn wir durch Zeichnen und Formen den Schüler zu besserem Beobachten, Erfassen, Begreifen der Dinge führen wollen, dann dürfen wir nicht auf den schlimmen Abweg geraten, die Erzeugnisse seiner Hand in jeglicher Form als untadelig gutzuheissen und als Offenbarung einer kleinen Poetenseele zu bestaunen. Wir korrigieren die Sprache seines Mundes — die Mittel hiezu können fein oder plump sein — warum sollten wir es nicht gleich halten mit der Sprache seiner Hand, die eben im Durchschnitt sehr oft ein blosses Stammeln ist und ohne unsere Hülfe eines bleiben würde. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass durch richtige Leitung und Korrektur das Kind seine grosse Freude an diesen Beschäftigungen nie eingebüsst hat, dass im Gegenteil der manuell schwach begabte Schüler durch seine Fortschritte ermutigt wurde und nur so die Hand ihre Bestimmung, ein Bundesgenosse des Auges zu sein, wirklich erfüllt hat. Die Beobachtungen meiner Reise haben mich in meiner Überzeugung bestärkt und an der Wetekamp'schen Schule, wie auch an derjenigen von Rektor Seinig erfuhr ich, dass Grössere als ich derselben Ansicht sind. Bei Rektor Schmidt wurde in ähnlicher Weise, nur unter schwierigeren, Verhältnissen (Volksschule) gearbeitet, wie bei Direktor Wetekamp.

Seinig, Rektor an einer Volksschule für Knaben in Charlottenburg, ist eine durchaus eigenartige Erscheinung, ein genialer Erziehungskünstler und Lehrer, der überzeugt ist, dass Ellen Key mit dem „Jahrhundert des Kindes“ diesem Kinde selbst den grössten Schaden zugefügt habe, und der, aller Verzärtelung feind, ein kraftvoll freies Geschlecht erziehen will. Die Fragewörter Wozu! Warum! beherrschen seinen Unterricht. Durch das Prinzip der Gegenüberstellung, des Vergleiches vermittelt er dem Kinde in einfachster, klarster Weise die tiefste Einsicht, dabei spielt er eine sehr passive Rolle, die Klasse aber ist höchste Tätigkeit. Diese 12—13jährigen Knaben, die das Glück haben, unter seiner Leitung zu stehen, sind frische, derbe, intelligente Kerls, die einen Puff aushalten können. Belobigungen erhalten sie in Form von Rippenstössen und Knüffen und sind entzückt von diesen Beweisen allerhöchster Huld. Und ehrlich sind die! Wehe ihnen, wenn sie auf dem Versuch ertappt werden, etwas zu behaupten, das sie nicht „totsicher“ wissen! Totsicher wissen, etwas zu wissen glauben, es vermuten, es nicht wissen, diese Unterscheidungen haben die Jungen mit ihrem geistigen Besitztum zu machen und erledigen die Sache prompt. Kurz, da wird erzogen am äussern und innern Menschen, dass einem ob dieser Virtuosität

Hören und Sehen vergeht. Wem ich mit meinen Ausführungen die Lust an diesem Manne erweckt habe, mag ihn selber aufsuchen oder in seinen Werken studieren.

Die deutschen Neupädagogen entwickeln alle eine beneidenswerte schriftstellerische Tätigkeit.

Es ist gewiss ketzerisch von mir und nicht geeignet, meinen pädagogischen Ruf zu heben, wenn ich bekenne, dass das Schönste in Berlin für mich das Kaiser Friedrich Museum war. Noch nie hatte ich bisher eine so reichhaltige Sammlung von grossen niederländischen und altdeutschen Meistern gesehen wie hier, die in ihrer schlichten Innerlichkeit dem deutschen Gemüt so viel mehr zu sagen haben, als die prunkvollen, immer ein wenig konventionell wirkenden Italiener.

Nach Potsdam, der Garnisonstadt par excellence, war ich gefahren und durch den Park von Sanssouci in elegischer Stimmung gewandelt, nicht in Erinnerung an den grossen Friedrich, aber an meine Heimat, wo gewiss, mehr noch als hier, die Luft erfüllt sein musste von der Vorahnung künftiger Frühlingspracht. Das Schlösschen Sanssouci erinnert an die Amalienburg in Nymphenburg bei München, doch kommt es jenem Juwel französischen Rokokos mit seiner köstlichen Einheitlichkeit nicht gleich. Vor der Potsdamer Garnisonskirche wurde mir der grossartige Ausdruck „kalt wie eine Hundeschnauze“ in seiner Fürtrefflichkeit zum erstenmal in meinem Leben so richtig klar. Da war eine Gruppe von Kürassieroffizieren versammelt, bereit zum Gange in die Kirche. So was Hochadeliges, Pickfeines, göttlich Erhabenes hatte ich plebejisches Wesen noch nie gesehen. Ich erstarb in Ehrfurcht.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt musste ich von Berlin scheiden. Ich tat es beinahe ungern. Ich war mir so geborgen, so köstlich unbeachtet allein vorgekommen in dem Ameisengewimmel, hatte mit der nörddeutschen Kälte und Zurückhaltung gar keine Bekanntschaft machen müssen, das Vergnügen gehabt, den Kaiser zweimal im Auto vorbeiblitzen zu sehen und reichlich Beute gemacht für meinen Berufs- und andern Menschen. Was will man mehr!

Über Dresden, wo ich zwei wunderschöne Tage genoss, gelangte ich nach Leipzig. Von Leipzig, dem Mittelpunkt auch des neupädagogischen Schrifttums, erhoffte ich reiche Förderung meiner Reisezwecke. Die Herren Kollegen, die ich kennen lernte, waren denn alle für mich beschämend stark in Theorie, der grosse Wundt lebt nicht umsonst in ihrer Mitte. Was ich nach der „Leipziger Arbeitsschule“ zu sehen und hören begierig war, das fand ich nun nicht so ganz. Die Reformer haben mit den Schulaufsichtsbehörden schwer zu kämpfen, gewinnen ihr nur mühsam Stück um Stück ein wenig Terrain ab. Seit einem Jahre haben sie nun einige sogenannte Reformklassen auf dem ersten Schuljahr erobert, verteilt auf einige Schulbezirke. Hier sind nun regsame Geister an der Arbeit und versuchen den Gedanken eines Gesamtunterrichtes im ersten Halbjahr, dem sie in der „Arbeitsschule“ das Wort reden, durchzuführen. Am Schlusse des Schuljahres waren die Schüler nun so weit gefördert, dass sie gedruckte Antiqua lesen, Wörter in derselben Schrift abschreiben, nach Diktat niederschreiben oder mit den Buchstaben der Legekasten legen konnten. In zwei Klassen waren Gegenstand des Sachunterrichtes Schneeglöckchen und Krokus, die in einem Gartenbeet, das der Klasse zugehörte, gezogen und nun in ihrer Entwicklung beobachtet wurden. Gerechnet wurde nur noch im ersten Zehner. Überall wurde eifrig geformt, gezeichnet, Stäbchen gelegt und etwa auch ausgeschnitten. Ein einheitlicher Zug war aber nicht in der Sache. Es waren eben

Versuchsklassen, wo experimentiert wurde, was nun einmal nötig ist, wenn Ideen auf ihre Durchführbarkeit geprüft werden sollen. Über das erste Schuljahr hinaus ist im allgemeinen die Reform in Leipzig noch nicht gedungen. Doch wohnte ich in einer Klasse des vierten Schuljahres einer Lektion in Heimatkunde bei, wo Formen und Zeichnen in höchst interessanter Weise die Stoffaneignung unterstützten. Selbstverständlich liess ich mir nicht entgehen, das rühmlichst bekannte Lehrerseminar für Knabenhandarbeit zu besuchen, wo Herr Direktor Papst mir bereitwillig alles zeigen liess, was mich interessieren konnte, unter anderem auch die Sammlungen von fertigen Kursarbeiten. Ein Kurs für Elementarlehrer wurde gerade abgehalten. Ich sah, wie modelliert und gezeichnet wurde. Herr Lindenmann, der Zeichnungslehrer, ist besonders ein grosser Künstler und Lehrer, der es versteht, auch dem Ungeschickten so etwas wie einen flotten Wurf im Wandtafelzeichnen beizubringen. Das Institut für experimentelle Pädagogik habe ich nicht besucht, es war für meine Zwecke nicht nötig.

Weimar sollte der Abschluss meiner Besuchsorte bilden. Die Übungsschule des Lehrerseminars sollte mir Mittel zum Zwecke meines Aufenthaltes in seinen geweihten Mauern sein. Das brausende Leben der Grossstadt noch in den Ohren, betrat ich mit eigenen, gehobenen und doch beinahe scheuen Gefühlen die stille, verträumte Stadt. Die Feiertagsstimmung verliess mich nicht, so lange ich hier stillbeglückt die Spuren der Geistesgewaltigen verfolgte. Mein Gang zum Gartenhaus, mein Spaziergang durch den Tiefurter Park werden mit zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

So ganz zehrt aber die Stadt nicht von der Vergangenheit. Im Seminar, in dem ich drei halbe Tage zubrachte, wird tüchtig gearbeitet unter der Leitung von Herrn Direktor Muthesius. Ich hatte Gelegenheit, junge Lehrer, die soeben ihre Prüfung bestanden hatten, unterrichten zu sehen. Praktisches Können trat da zu Tage, das ein Herumtappen in der nun beginnenden Berufstätigkeit auszuschliessen schien.

Jeder Seminarist hat Gelegenheit, ein Fach in einer Übungsschulklasse ein ganzes Jahr lang durchzuführen. Ausser der selbständigen Leitung dieses Faches haben die Lehramtskandidaten Probelektionen in andern Fächern beizuwohnen, in gemeinschaftlichen Beratungsstunden ihrem Methodiklehrer und der Schülerkollegenschaft ihre wöchentlichen Lehrpläne zur Begutachtung vorzulegen. Ich fand hier auch eine Einrichtung, die besonders der Erwähnung wert ist. Jeder Seminarist hat während seines letzten Studienjahres einen Schüler der Übungsschule psychologisch-pädagogisch zu beobachten und am Ende des Jahres einen Bericht, ein sogenanntes Schülerbild, zu liefern, das er dem vereinigten Lehrer- und Mitschülerkollegium zur Beurteilung vorzulegen hat. Ich wohnte einer derartigen Sitzung bei und fand aus der Art der Darstellung, dass die jungen Herren schon über einen ganz aner kennenswerten psychologischen Scharfblick verfügten, was nicht zum mindesten neben diesen praktischen Übungen dem Verdienste ihres vorzüglichen Methodiklehrers, Herrn Itschner, zuzuschreiben ist. Herr Itschner ist auch Leiter der wohlausgebauten Übungsschule. Den Anschauungsunterricht im ersten Schuljahr erteilt er selbst. Ich hätte nicht geglaubt, dass einem „Topf“ (Kreisel) so interessante Seiten abzugewinnen wären, wie es hier geschah. Er wurde auf seine Zweckmässigkeit durch und durch studiert und dann in ziemlich vollkommener Weise aus Ton geformt. Zuguterletzt wurde dem Spieltrieb des Kleinen eine kleine Konzession gemacht, indem der Lehrer aus einem Papierscheibchen und einem Zündhölzchen

einen „Hurrlibueb“ herstellte, der wirklich tanzte und zu Hause gewiss Nachahmung fand. Auf diese Weise ist der „Topf“ ausgeschöpft worden, und die Handbetätigung erfüllte ihre Aufgabe, die sie nach meiner pädagogischen Einsicht im Reformunterricht auf dieser Stufe vornehmlich haben soll: Sie revidierte, unterstützte und befestigte die Eindrücke des Auges.

Mein Arbeitsprogramm, das ich mir selber gestellt hatte, war erledigt. Ich spüre den Hang in mir, noch so ein bischen leichthin in den Tag hinein zu geniessen. Wenigstens Würzburg, Nürnberg und Rothenburg wollte ich noch sehen. Zu meinem grossen Schrecken ging mir, als ich mich kaum in Würzburg sesshaft niedergelassen hatte, rasend schnell das Geld aus. Ich tat das einzige, was ich unter diesen Umständen tun konnte, kaufte mir für das überflüssige Geld noch ein Fläschchen Steinwein, der hier wächst und auch den goethe'schen Keller geziert hatte, woraus ich schloss, dass er gut sein müsse. Mit dem Vermögensrest kaufte ich mir eine Fahrkarte und fuhr der Heimat zu, voll von neuer Unternehmungslust und neuem Tatendrang.

Die preussischen Lehrerinnen verlangen ihr Staatsbürgerrecht.

Zwei bedeutsame Tagungen fanden in diesem Jahre zu Pfingsten statt, bedeutsam wegen der Beschlüsse, die sie nach eingehender Beratung fassten, und die erkennen lassen, dass in den berufstätigen Frauen der Wille zur Betätigung im staatlichen Leben erwacht. In Düsseldorf versammelte sich der Verein preussischer Volksschullehrerinnen; etwa 5000 Lehrerinnen waren anwesend. Sie hatten ein grosses Arbeitspensum zu erledigen, im Mittelpunkt des Interesses aber stand ein Referat der bekannten Berliner Juristin Dr. Marie Raschke über das Staatsbürgerrecht der Lehrerinnen. In einer einstimmig angenommenen Resolution wurden folgende Forderungen niedergelegt:

„Der Erlass eines Beamtengesetzes als Ausführung des Artikels 98 der preussischen Verfassung ist dringend zu fordern. Es ist darin festzulegen, ob die Volksschullehrer und Volksschullehrerinnen mittelbare oder unmittelbare Staatsbeamte sind. Dem Volksschullehrerstand ist eine Rangstellung zu geben, die seiner für den Staat zu erfüllenden Kulturaufgabe und der ihm übertragenen Autorität gemäss ist. Bei der kommenden Beratung der Strafgesetznovelle ist zu fordern, dass die Frauen, insbesondere die Lehrerinnen als Schöffen zu den Jugendgerichten zugezogen werden. Um bereit zu sein, bei jeder Gelegenheit für die Erwerbung der unserem Stande und den Frauen im allgemeinen zukommenden Rechte einzutreten, muss der Landesverein preussischer Volksschullehrerinnen Themen der Schulpolitik und aus dem einschlägigen öffentlichen und bürgerlichen Recht mehr als bisher bearbeiten. Den Ortsgruppen erwächst daher die Pflicht, sich mit diesen Fragen eingehend zu beschäftigen. Das Gemeinde- und Staatsbürgerrecht ist für die Frauen zu fordern.“

Der letzte Satz ist am wichtigsten. Unter den ersten Mitgliedern bei der Gründung der Frauenstimmrechtsorganisationen waren eine Anzahl Lehrerinnen, die mit Wärme und Eifer für das höchste Staatsbürgerrecht der Frauen eintraten. Dann kam eine Zeit, in der wichtige Schul- und Standesangelegenheiten